

Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 22. September 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 6.

Lebensherbst.

Von Eise Kaffner - Michalitsche.

Sage mir, Liebster, was klagst du nur immer,
Wenn auf den Scheitel ein Herbsthauch dir fliegt?
Weißt doch: ich liebe den silbernen Schimmer,
Der auf den Locken wie Frühlingsschnee dir liegt.

Wohl lag noch Sommer auf Haupt dir und Wangen,
Als du zum erstenmal mich geküßt —
Kommt nun der Herbst bald — der Winter gegangen,
Immer nur will ich dich — grad wie du bist.

Das Tagebuch.

Historische Erinnerungen von R. Woodrich.

Als ich ein Junge von etwa 15 Jahren war, war ich „schlecht ab“. Wenn ich am Sonntag aus meiner Lehre nach Hause kam, fand ich gewöhnlich die ganze Familie zum Ausflug gerufen. Ich konnte nicht mit, denn ich hatte keinen Sonntagsgeld mehr! Mein Konfirmations-Kod war mir zu eng geworden, die Hände ragten etwa sechs Zoll aus den Ärmeln hervor, die Beine drückten aus den Hosen, der Gehörhut, den jeder Berliner Junge nach seiner Einsegnung tragen mußte, war roth geworden, wahrscheinlich durch den Spott der anderen Jungen, welche schon längst wieder Mühen trugen. Da kein Geld für einen neuen Anzug vorhanden, mußte ich wohl über das Haus hüten.

Ich blieb aber nicht in den Wohnräumen, sondern schlüpfte mich mit meinem Kummer in die Bodenkammer. Hier setzte ich mich in die Dackel und blühte traurig nach der Gegend, wo die „Nidelsberge“ ragten, denn diese waren gewöhnlich das Ziel des Ausfluges. Mehr als eine Thräne fiel in die Dackrinne. So auch eines Sonntags. Da wandte ich den trüben Blick in das Innere der Kammer und er fiel auf einen alten Schrank, welcher zwischen allerhand Gerümpel in einem Winkel stand. Neugierig, seinen Inhalt zu erforschen, begab ich mich zu ihm. Allerhand Sachen fand ich da, unter anderem eine Schachtel; ich öffnete sie. Sie enthielt den Brautkranz meiner Mutter, einen Strauß, welchen sie an ihrem Ehrentag getragen. Freilich es waren nur noch die Stengel der Blumen vorhanden, von einem rosenfarbenen Band umwunden. Die Stängel diente ich die Schachtel wieder zu. Dann waren da Briefe meines Vaters, welche er, auf großen Reisen begriffen, an meine Mutter gerichtet. Da fiel mein Blick auf eine alte Brieftasche, ich öffnete sie. Sie enthielt ein in Sammet gebundenes Buch. Ich schlug es auf. „Mein Tagebuch“ stand auf der ersten Seite. Ich wußte nun, woher es kam.

In unserem Hause lebte einst ein altes Fräulein, eine Freundin meiner Mutter; es ist auch bei uns gestorben. Viel Geheimnisvolles hatte diese alte Dame, denn eine solche war es, umgeben. Wie ich so von meiner Mutter herausgewehrt, soll sie früher bei Hofe eine einflussreiche Stelle bekleidet haben. Wir Kinder nannten sie immer die „alte Wagner“.

Ich blätterte in dem Buche und erfuhr, daß es eine Zeitperiode von 1804—1809 betraf. Es enthielt viele Toiletten-Gehemnisse, welche wohl auch unsere Leserinnen interessieren würden, aber ich will Diskretion üben.

Es handelte sich um Geheimnisse der Königin Luise, zu welcher die Schreiberin des Tagebuchs attachirt war. Aus den Aufzeichnungen ging hervor, daß die Königin nicht nur eine schöne Frau, sondern auch darauf bedacht war, ihre Schönheit möglichst zu erhöhen; dabei mußte sie arg launenhaft und eine Plage ihrer Dienerrinnen gewesen sein, denn eine Anzahl kleiner, runder Flecke auf den Wangen des Buches schienen von Thränen herzufließen, welche die gequälte Schreiberin vergossen.

Beim vielen Blättern kam ich an eine Stelle, welche mich besonders interessirte, denn sie betraf eine Zeit, welche mir, noch von der Sule her, als eine der trübsten in Preußen's Geschichte bekannt war. Ich las:

„Den 4. Januar. Der König hatte heute eine Konferenz mit Minister von Stein; es muß sehr erregt dabei zugegangen sein, denn die Königin, welche

der Konferenz beigewohnt, kam in Thränen zu uns in ihr Zimmer. Später erfuhren wir, daß es zu einem heftigen Streit zwischen dem König und von Stein gekommen. Die Königin hatte sich zu Gunsten Steins eingesetzt u. der König hatte sie zurückgewiesen, indem er sagte: „Madame, so viel ich weiß, befinden sich Ihre Gemächer auf der anderen Seite des Schlosses.“ Daher die Thränen!

Den 5. Januar. Minister Stein ist abgelehnt! Die Königin sagt, es wäre ein „großes Unglück für Preußen“. Ich fürchte, die kluge Königin hat Recht!

Es war inzwischen dunkel geworden, ich schloß das Buch. Die Ausflügler lehrten heim. In ihrer Spitze marschirte Schwester Anna. „Was machst Du denn wieder da oben, Du unnützer Bengel?“ begrüßte mich diese, als ich eben die Kammer verließ, und einer der vielen Kämpfe, welche ich mit dieser Schwester hatte, begann. Ich wunderte mich nicht wenig, als diese dann 1870 das eiserne Kreuz für Nichtkombattanten erhielt.

Der nächste Sonntag fand meine Leute wieder „ausgeflogen“ und mich in der Bodenkammer.

Ich machte mich unverzüglich an das Buch, fand die betreffende Stelle und las weiter.

Den 6. Januar. „Die Königin war heute sehr niedergeschlagen; der König war schon seit zwei Tagen nicht in ihren Gemächern. Er pflegte fast jeden Tag ein bis zwei Stunden bei der Gemahlin zuzubringen, er holt sich in wichtigen Fällen stets ihren Rath. Die Königin sprach viel vor sich hin; einmal fuhr sie auf und rief: „Und meine Hoffnung auf Deutschland ist immer noch Preußen!“

Den 20. Januar. Gestern war wieder einmal Familien-Reunion, d. h. die königliche Familie war mit Ausnahme weniger Geladener versammelt. Es wurden allerhand Sachen zur Unterhaltung getrieben; Wortspiele, Räthsel wurden aufgegeben, auch der Bekehrer mußte herhalten. Die Generalin „A...th“ war an der Reihe und sie bekam:

„Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einer Taube,
Und flüht uns etwas in der Welt, so ist's der strenge Glaube.“

Worauf der Kronprinz:

„Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Oesen,
Und haß ich etwas auf der Welt, so sind's die Orthodoxen.“

Der König erhob sich, wußte einen strengen Blick auf seinen Sohn und verließ das Zimmer. Auch die Königin hob bald die Versammlung auf und entfernte sich mühsam.

Den 20. Februar. Gestern war große Redoute im Opernhaus. Der Kronprinz hat wieder einen seiner Streiche ausgeführt. Er hatte sich Pfefferkuchen-Teig verschafft und denselben heimlich auf die Rückseite der vielen anwesenden Pierrots streichen lassen. Großer Standal. König wüthend.

Den 15. Mai. Einer der schlimmsten Streiche wird dem Kronprinzen zur Last gelegt: Die Pfosten des Brautbettes der Gräfin „S.“ waren durchsägt. Allgemeine Entrüstung!

Es folgen im Buch wieder allerlei Toiletten-Gehemnisse, z. B. wie man die Schönheit der Wäste erhöht, wie Reispulver und Rouge angewendet wurde usw. Doch ich bin distret.

Ich komme nun zu einem Theil des Buches, welcher durch Wasser gelitten haben mochte, denn die Blätter waren zusammengeklebt und ich war eben dabei, sie mit einem Messer zu theilen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. Erschrocken fuhr ich herum. Es war mein gelehrter Freund, welcher im Schlafrock hinter mir stand. Derselbe hatte, da sein Zimmer unter der Bodenkammer lag, ein Geräusch über sich gehört, und da er nicht wußte, daß Jemand im Hause war, einen Eindringling vermutet und nun kam er nachzusehen. „Was machst Du denn hier, mein Junge“, redete er mich an. „Ich lese Briefe meines Vaters“, gab ich zur Antwort, indem ich ihm einige der Schreiben überreichte. Er las die selben aufmerksam, dann sagte er: „Junge, wenn Du je solche Briefe schreiben könntest!“ Ich hab's versucht.

Nun überreichte ich ihm auch das Buch. „Himmel!“ rief er dann, „das

sind ja Staatsgeheimnisse! Die Veröffentlichung derselben könnte einen in Teufels Küche bringen, in dieser Zeit der Reaktion!“ Er war wohl überängstlich, der Gute. Ich wies auf die Stelle im Buche, die den Ausspruch der Königin Deutschland betreffend enthielt. „Ja, rief der alte Patriot entzünd, „auch meine Hoffnung auf Deutschland ist Preußen!“ und fuhr er fort, „schade, schade, daß eine solche Frau an einen Schwächling, wie es Friedrich Wilhelm der Dritte war, gebunden sein mußte!“

Dann nahm er das Buch aus meiner Hand, legte es in den Schrank und verschloß diesen. „Das ist keine Lectüre für Dich, mein Freund, komm in mein Zimmer.“ Ich folgte. Unten angekommen, begann er: „Du hast mich in letzter Zeit sehr vernachlässigt, bist Du meiner Lehre entwachsen? Freilich, Du bist nahezu flügge und das alte Nest wird Dir zu eng. Doch“, fuhr er fort, „Du sollst die schöne Zeit wegen Kleidermangel nicht vertauern, sieh, hier hängt mein Kandidaten-Anzug, es wird Dir passen, denn Du bist groß geworden, ziehe ihn an und geh' zu Deines Gleichen.“ Ich sträubte mich ein wenig, zudem ich wußte, daß dieser Anzug der einzige war, den der Gute besaß, aber er ließ mich nicht locher. „Nach jene Umstände, Du warst ja immer mein Alter ego, sei es auch mal in meinen Kleidern!“

Bald war die Metamorphose bewerkstelligt, ja ich fand sogar ein Zweigroschenstück in der Westentasche. Ich wollte es zurückgeben, denn ich wußte, es war die Hälfte seines Vermögens, doch er wehrte ab: „Laß' nur“, sagte er, „Du müßt doch Taschengeld haben!“ Mit diesen Worten ging er an sein Pult, und während er im Schlafrock und Pantoffel in Unterhofen an seiner „Vorgeschichte Roms“ schrieb, figurirte ich in seinem Frack als junger Künstler bei Schulzens in Moabit.

Meine Kleidernoth hatte indessen bald ein Ende, denn ich war bald so weit, mir, indem ich nach Feierabendarbeiten aufsetzte, einen Anzug zu kaufen. Als ich nach Ablauf meiner Lehrzeit in die Fremde ging, gab mir der Freund seine Uhr zum Andenken. „Möge sie Dir nur glückliche Stunden zeigen!“ sagte er zum Abschied.

Ich war jetzt flügge geworden. Das alte Nest wurde vernachlässigt und Bodenkammer und Buch vergessen. Nur als wir einst umzogen und das Gerümpel nebst Schrank beinahe vergessen wurden, erinnerte ich mich der Brieftasche und des Buches. Ich reiste beides und bot die Mutter, mir beides zu schenken. Sie that es.

Als ich nach Amerika ging, ließ ich Tasche und Inhalt bei einer mir nahestehenden Person und diese brachte es, als sie mir folgte, mit nach Amerika. Hier ruhte beides Jahre lang in meinem Bücherschrank. Erst vor einigen Jahren, als ich beschloß, etwas zu schreiben, holte ich es hervor, machte mir für meinen Zweck die nöthigen Notizen und verschloß alles wieder.

Ich war sehr froh, als ich vor zwei Jahren New York verließ. Vorher gab ich den Auftrag, alle unnöthigen Bücher und Papiere zu verkaufen und zu verbrennen. Man that das gründlich. Man verbrannte nicht nur wehrlose, sondern auch werthvolle Sachen, darunter meine Legitimations-Papiere. Ich mußte, als ich kürzlich solche brauchte, mir Duplikate beschaffen. Die alte Brieftasche verlor ich noch, aber als ich sie öffnete, war das Buch verschont. Nur die Notizen und mein gutes Gedächtniß setzten mich in den Stand, Vorliegendes zu schreiben.

Ein schwarzes Kapital.

Ich habe drei Königreiche, kannst Du darin keinen anderen Platz finden?“ rief Jakob I. von Großbritannien der Fliege zu, die sich — was man sofort erathen wird — auf seine Nase gesetzt hatte. Fürsten und Fliegen! Manche schelmische Anekdote bringt beide zusammen, um uns scherzend zu benehmen, daß jenes schwarze Sommergesindel sozusagen allmächtig ist: „Zum Denter, so deckt doch den Fliegen besonders!“ rief Schillers Widersacher, der Herzog Karl von Württemberg, als ihn die Fliegen beim Mahle im Dorfweirhaus belästigten. Flugs diente die schwarze Wirtin den zweiten Tisch, worauf sie lächelnd vor den Landesherrn trat und mit den Worten: „Weichen nun ein, Durchlaucht, daß die Fliegen sich hinsetzen!“ Die Fliegen, das weiß man ja, sind eben nur einem einzigen Fürsten unterthan — und zwar seinem irdischen, sondern dem Höllfürsten. Weilschub, das schöne Wort, heißt ja nichts anderes als Fliegenkönig. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die

Fliegen das menschliche Geschlecht in allen seinen Vertretern, hohen wie geringen, verfolgen und bedrängen, hat diesem Geschlecht, wie es scheint, doch ziemlich imponirt. Im Alterthum wenigstens ließ man um das dunkle Haupt der Fliege geradezu den Göttergöttern der Hellenen hoffentlich erstahlen. Sie galt als eines der mutigsten Geschöpfe. Selbst Homer hat ihr diese ehrenvolle Auffassung zuteil werden lassen: Als Menelaos im Kampfe die Pallas Athene anfleht um neue Kraft, da verleiht ihm die Göttin ins Herz: „Der Flieg' unerschrockene Kühnheit, welche, wie oft sie auch immer vom menschlichen Leibe geschucht wird, doch anhaltend ihn nicht, nach Menschenblute sich sehnd.“

Aber die große Anziehungskraft, die der Mensch — und leider gerade der schlafende — auf das Fliegengeschlecht ausübt, wußten sich die alten Griechen auch noch auf andere als heroische Weise zu deuten: Nicht Blutdurst, Eigensinn und unermüdete Kampflust veranlassen die Fliege, dem Menschen wieder und wieder zu nahen, sondern ein Drang viel rarterer Natur zwingt sie zu diesem Gebahren.

Es war nämlich einmal — so erzählt Lucian in seiner Lobrede auf die Fliege — ein schwarzgelocktes, reizendes Mädchen, das auf den Namen Nympha hörte. Diese niedliche Kleine entbrannte eines Tages in Liebe zu dem schönen Eubymion und ward dadurch die Nebenbuhlerin der Göttin Selene. Da sich nun das Schwarzlöffchen den lieben langen Tag mit Stimmen und Sinnen in der nächsten Nähe des Geliebten zu schaffen machte und sich ununterbrochen erlaubte, durch Redereien seinen Schlaf zu stören, verwandelte die grollende Selene es eines Tages in jenes schwarze, summe Wiesel, das man im alten Griechenland Nympha nannte, und das sich noch heutigen Tages in wunderbarer Zuversicht zu schlummernden Menschen ganz besonders hingezogen fühlt.

Leider besteht nicht viel Hoffnung, daß diese liebliche Sage die Gemüther wehnt und den Fliegen gegenüber milde stimmen möchte. Viel energischer als einst bekämpft man gegenwärtig die Fliege. Wir fürchten heute in ihr den Verschlepper von Krankheitskeimen — und den Schaden, den z. B. auf dem Lande draußen die Stallfliegen dem Thierhalter zufügen, versteht der moderne Gelehrte ziffermäßig nachzuweisen. Wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge verbraucht beispielsweise ein Pferd durch die ständigen Abwegrbewegungen, zu denen jene Plagegeißel es zwingen, täglich soviel Kraft, als ihm durch ein Pfund Hafer zugeführt wird. Wir wollen davor nicht aufzählen, was die Fliegen sonst noch auf dem Kerbholz haben. Genug ist es jedenfalls, wenn der energische Ruf: „Musca delenda!“ (Die Fliege muß vertilgt werden!) hat allgemeines Wohlgefallen gefunden. Dieses Wort fand als Titel auf einer preisgekrönten Arbeit über die Massenvertilgung von Fliegenlarven. Musca delenda! Fliegenfeinde brauchen aber deshalb nicht zu fröhlichen und schmunzelnd im Geiste über das Babilöndchen zu erbliden, in dem man einst in irgend einem Naturbuchpart die letzten, mühsam am Leben erhaltenen Fliegen gegen Eintrittsgeld zeigen wird. Wenn „der summer heiß wird“, und wenn alles gut geht, soll eine einzige Fliege eine Nothkommenschaft von 25 Millionen Individuen bekommen können. Selbst wenn diese Berechnung etwas zu günstig ausgefallen wäre, und selbst wenn der Mensch dafür sorgt, daß nicht alles gut geht, braucht Nympha's Geschlecht also um seine Zukunft noch nicht allzubange zu sein.

Ueber diese seine Zukunft läßt sich natürlich sonst nichts sagen. Seine Vergangenheit aber können wir übersehen, und in ihr findet sich — wie wir schon vorhin zeigten — manches Interessante und Unterhaltliche. Hat doch die nahe Beziehung zum Teufel, in die seit uralten Zeiten der Volksaberglaube die Fliege brachte, eine ganze Fliegenlitteratur geschaffen. Die Fliege galt aber im Volke auch — was ihr mehr Sympathien eintrug — als das Bild des kleinen Mannes — des in der Welt Schwachen und Machtlosen. Manches Fliegenprüchlein, manche Fliegenweisheit, die durch den deutschen Sprichwortschatz summt, klingt darum auch recht fliegenfreundlich. Gleichwie man im Orient sagt: Verachte niemals kleiner Feinde daß, es sind schon große Leute an einer Fliege erstickt! so heißt es auch bei uns: Man muß auch eine Fliege nicht verachten. — Kleine Fliegen stehen große Leute — Auch eine Fliege hat ihren Schatten — Auch eine Fliege hat ihren Horn. Anerkennend sagt auch der Volksmund: „Wo ein Adler

nicht hindurch kann, da findet eine Fliege zehn Wege.“ Allerdings, so bald die Fliege sich nicht mehr damit begnügt, von unseren Speisen nur zu nippen, sondern vor lauter Gier in sie hineinfällt, dann ist es mit der Fliegenfreundlichkeit vorüber. „Eine Fliege“, heißt es, „ist ein kleines Thier, doch schwimmt sie in der Suppe, so wird mir schlimm von ihr.“

Aber wahrscheinlich will dieses Verschen doch mehr humoristisch als trübsch genommen werden. Launiger Fliegenwörterchen gibt es ja auch eine ganze Reihe. Eines der drolligsten ist zweifellos das Kompliment, das man im Schwabenlande einem hübschen Mädchen macht, indem man sagt: „Du hast e' G'fichte, d' Fliege gönntel schlüpf!“ Das heißt also: Ein so glattes, blühendes Gesichtchen, daß sogar die Fliegen Gefahr laufen, darauf auszugehen.

L. v. Altwaallstädt.

Was wird aus den Goldschähen der Erde?

Zweieinhalb Milliarden neues Gold werden jährlich aus der schneebergenden Erde gewonnen, aber wohin ergießt sich nun dieser funkelnde und glänzende Strom? Wieviel davon kommt in unsere Taschen? Wieviel wird verarbeitet, wieviel wird von den Staaten und den großen Banken zurückgehalten? Auf all diese Fragen gibt ein inhaltsreicher Aufsatz von L. de Launay in der französischen Zeitschrift Nature Antwort.

Was zunächst die Vertheilung der Goldproduktion auf die einzelnen Länder der Erde angeht, so sind nach der neuesten Statistik von 1910 von den 242 Millionen Gold, die in diesem Jahr gewonnen wurden, 807 in Frankreich gefördert worden. 497 Millionen in den Ver. Staaten, 350 in Australien, 66 in Rhodesia, 59 in Kanada, 55 in Britisch-Indien, 19 in Westafrika und 7 in Englisch-Guana. 1850 Millionen oder 7 der ganzen Goldmenge kommen also aus Ländern des großbritannischen Reiches. Diese einzige Thatsache genügt schon, um zu erklären, warum der Markt für unbeeinträchtigt Gold fast ausschließlich London ist, trotz der mannigfachen Versuche, die seit dem Transvaalkriege unternommen worden sind, um einen Teil dieses Goldhandels nach Frankreich und nach Deutschland zu ziehen. Die größere Schnelligkeit der englischen Schiffahrtslinien und eine seit alter Zeit gefestigte Organisation des Handels kommen hinzu, um den Goldhandel in London zu zentralisieren und ihn zum Monopol einiger Weniger zu machen.

Fast alles unbearbeitete Gold geht zunächst in der britischen Hauptstadt durch die Hände von vier oder fünf Raffinerien, die aus den Goldbarren oder dem Goldstaub ein homogenes Metall herstellen, das sich zum Schmelzen, zur Ausmünzung und zur Verarbeitung gleichermäßen eignet.

In dieser Form nun wird das Gold seinen beiden hauptsächlichsten Bestimmungen zugeführt, nämlich der Verarbeitung in der Industrie und der Ausmünzung. Wieviel Gold jährlich durch diese industrielle Verwertung verbraucht wird, ist sehr schwer festzustellen. Einmal, weil es sich dabei um Privatindustrien handelt, dann aber auch, weil innerhalb der einzelnen Industriezweige nicht angegeben werden kann, wieviel neues Gold eingeschmolzen wird und wieviel Gold, das von außer Kurs gesetzten Münzen oder alten Goldschaden herkommt. Ungefähr läßt sich feststellen, daß der Verbrauch der französischen Industrie an Gold 40,000 Pfund beträgt. In Deutschland sind die Hauptplätze für Goldbearbeitung Hamburg, Frankfurt a. M., Freiburg und Pforzheim. Der Goldverbrauch der deutschen Industrie ist 34,000 Pfund. Den größten Goldverbrauch für industrielle Zwecke haben gegenwärtig die Ver. Staaten mit 100,000 Pfund. Die Schweiz verarbeitet jährlich 22,000 Pfund, Rußland 17,200 Pfund, Oesterreich-Ungarn 10,000 Pfund u. s. w. Im ganzen wurde im Jahre 1907 wenigstens eine Menge von 400,000 Pfund für den Handel mit Goldschaden verarbeitet, eine Menge, die etwa 30 Prozent der gesamten Produktion ausmacht.

Diese Zahl ist aber nur eine sehr ungefähre Schätzung, die sicher zu gering ist, denn es sind dabei nicht jene Schätze in ungenügendem Gold gerechnet, die im Orient aufgeschichtet werden. In Indien besonders sind ungeheure Reichthümer rohen Goldmetalls vorhanden, deren Menge verheerlich wird, die man aber auf 50 Milliarden schätzen kann und die sich immer noch vermehren. Eine merkwürdige Form des Goldverbrauches, die ebenfalls bei

der Schätzung nicht berücksichtigt werden kann, findet sich in China. Die Chinesen verbrennen in wichtigsten Augenblicken des Lebens Goldblättchen von nicht unbedeutender Größe, und dieser Brauch ist sehr ausgedehnt.

Wieviel genauere lassen sich die Goldmengen feststellen, die von dem Münzwesen der Erde verschlungen werden. Weit entfernt davon, daß ganze neue Gold zu verbrauchen, sind sie doch von 1887 bis 1907 so groß gewesen, daß sie die ganze Goldproduktion des Jahres beinahe erreichten. So kommt man zu der paradoxen Thatsache, daß in diesen zwanzig Jahren mehr Gold zu Münzen geschlagen wurde, als der jährliche Ertrag der Erde lieferte. Jedemfalls genüge bis zum Jahre 1907 die jährliche Goldproduktion, die gegen zwei Milliarden betrug, nicht, um den stets wachsenden Goldhunger der zivilisierten Welt zu befriedigen. Erst seit 1907 läßt sich eine mäßige Ueberproduktion konstatieren, die die Reserven der großen Geldinstitute verstärken muß.

Fragt man, wohin das neue Gold geht, so läßt sich antworten, daß etwa ein Drittel davon von der Goldwaren-Industrie verarbeitet wird. Von dem übrigen Gold, das ausgemünzt wird, kommt aber nur ein sehr geringer Teil in die Portemonnaies der Privatleute. Ein sehr beträchtlicher Teil bleibt in den Tresors der großen Staatsbanken. So mußten in den zehn Jahren von 1900 bis 1910 bei einer Gesamtmenge von 19 Milliarden mehr als 9 Milliarden dazu dienen, die Reserven zu verstärken. Frankreich vergrößerte seine Reserven von 2430 Millionen auf 3224 Millionen, Rußland von 1888 auf 3261, die Ver. Staaten von 3088 auf 6581. Da auch die großen Privatbanken einen bedeutenden Teil des gemünzten Goldes zurückhalten, so ist es nur eine verhältnismäßig kleine Goldmenge, an der der gewöhnliche Sterbliche einen größeren oder kleineren Anteil haben kann.

Vorsicht beim Nähen.

Der allgemeine Brauch, den Nähmaschinen in den Mund zu nehmen und mit den Zähnen zuzuspühen, giebt zu ernstlichen Bedenken Veranlassung. Abgesehen davon, daß manche Farben, die zum Färben der Nähseiden und Zwirne verwendet werden, an sich schon giftig sind, kommt es auch vor, daß die Seiden, um das Gewicht zu erhöhen, mit Blei oder Quecksilber getränkt resp. beschwert werden. Gelangen auch nur kleine Mengen dieser Gifte in den Magen, so kann doch auf die Dauer der Gesundheit großer Schaden erwachsen, und man hat oft gar keine Ahnung, woher Uebelkeit und geschwollene Lippen kommen mögen. Außerdem sieht das Spühen mit den Zähnen unschön aus, schadet den Zähnen und ist zeitverschwendend.

Spät, aber doch.

Der überaus leistungsfähige Landesfürst eines Kleinstaates besuchte den wegen seiner urwüchsigen Grobheit bekannten Fliegenwirth im strengsten Intonito, um sich einmal von besten derben Humor zu überzeugen. Vergebens aber waren alle Versuche, den ruppigen Menschen aus seiner Reserve herauszuloden. Die ärgsten Provocationen, die er bei jedem Andern zweifellos mit den urwüchsigen Grobheiten quittirt hätte, prallten heute an dessen achtungsvoller Ergebenheit wirkungslos ab. Endlich erhob sich Durchlaucht, legte ein Goldstück auf den Tisch und entfernte sich mit den Worten: „Sie sind doch der bekannte Fliegenwirth, wie kommt es denn, daß Sie heute so höflich waren?“

„Ja, moanft, Durchlaucht“, entgegnete der, sich verlegen den Kopf tragend, „i woah net, daß ma net mit jed'n Trot'! arob sein darf!“

In Ermangelung.

„Sag mal, Lieber, hat unser Junge nicht wegen irgend was Prügel verdient?“

„Prügel? Wieso?“

„Ra, morgen ist doch sein Geburtstag, da müssen wir ihm doch etwas schenken.“

„Run ja.“

„Ra, vielleicht hat er wegen irgend etwas Prügel verdient, dann schenken wir ihm die.“

Ueberrumpft.

Fräulein: „Denken Sie, eine Freundin von mir lernte vor drei Monaten einen Herrn kennen, heute sind die Weiden schon verheiratet!“
Dichter: „Das ist noch nichts; ich habe in acht Tagen einen Roman geschrieben, in dem sich drei Paare kennen lernen, sich verloben und verheiraten!“